Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 14. Bromberg, den 31. Januar 1925.

Der Mantel.

Eine Novelle von Nicolaj Gogol.
(Aus dem Russischen übertragen von Rudolf Kaßner.)

(2. Fortsetzung.)

Es war nun — ich kann nicht genau sagen, an welchem Tage — es war jedenfalls der glorreichste Tag in des Akaki Akakiewitsch Leben, als Petrowitsch den Mantel endlich brachte. Am Morgen, genau um die Stunde, da der Titularrat ins Bureau mußte. Auch wäre zu keiner anderen Jahreszeit der Mantel so gelegen gekommen, denn die starken Fröste hatten schon eingesetzt und wollten allem Anschein nach noch heftiger werden. Petrowitsch erschien mit dem Mantel ganz so, wie sich das für einen guten Schneider gehört. In seinem Gesicht lag ein Ausdruck, den Akaki Akakiewitsch an ihm noch nicht wahrgenommen hatte. Es schien, als fühlte er durchaus, daß er keine geringe Sache hier zur Vollendung gebracht hatte und daß er erst jetzt den Abgrund gewahr geworden war, der einen Flickschneider von jenem entschieden trenne, der neue Anzüge machte. Petrowitsch nahm den Mantel aus dem Tuch heraus, in das er ihn gewickelt hatte. (Das Tuch war frisch aus der Wäsche gekommen, und er legte es auch gleich wieder zusammen und steckte es ein.) Er blickte ihn stolz an und warf ihn mit beiden Händen sehr leicht Akaki Akakiewitsch um die Schultern; dann zog er ihn ein wenig nach unten mit der Hand; dann mußte ihn Akaki Akakiewitsch aufgeknöpft lassen und der Mantel Falten werfen. Doch Akaki Akakiewitsch wollte als ein Mann von Erfahrung auch die Ärmel probieren; Petrowitsch half ihm — auch die Ärmel paßten. Kurz, der Mantel war vollkommen. Petrowitsch unterließ auch nicht die Bemerkung, daß er ihn deshalb nur so billig gemacht habe, weil er weit vom Zentrum entfernt wohne und Akaki Akakiewitsch schon seit langem kenne; auf dem Newsky Prospekt habe ihm ein Schneider für die Arbeit allein fünfundsiebzig Rubel abgenommen! Akaki Akakiewitsch wollte mit Petrowitsch darüber jetzt nicht rechten, fürchtete er doch überhaupt all die Riesensummen, mit denen der Schneider Staub zu machen liebte. Er zahlte ihn aus, dankte ihm noch und ging alsogleich mit dem neuen Mantel ins Bureau. Petrowitsch ging ihm nach und sah sich auf diese Weise seinen Mantel aus der Ferne an, er bog auch in eine Seitengasse ein und kam auf derselben Straße Akakiewitsch entgegen, so daß er den Mantel jetzt auch von vorne sehen konnte. Inzwischen aber schritt Akaki Akakiewitsch in wahrhaft feiertäglicher Laune weiter. Er fühlte es in jedem Augenblicke, daß er jetzt den neuen Mantel anhatte, und zuweilen lächelte er vor innerem Glück. In der Tat brachte ihm der Mantel auch jeden Vorteil, das heißt: er war sowohl warm wie auch gut überhaupt. Auf den Weg achtete der Titularrat nicht, und schon war er im Ministerium. Im Vorzimmer nahm er den Mantel ab, betrachtete ihn von allen Seiten und übergab ihn dem Portier zu besonderer Aufsicht. Ich weiß nicht, auf welche Weise die Kollegen im Amte erfahren hatten, daß Akaki Akakiewitsch einen neuen Mantel habe und daß die alte Kapuze nicht mehr existiere: alle stürmten im selben Augenblicke ins Vorzimmer hinaus, um den Mantel zu sehen. Dort beglückwünschten und begrüßten sie feierlichst Akaki Akakiewitsch, so daß er anfangs wohl lachte, zuletzt aber ganz verlegen wurde. Als nun aber alle in ihn drangen, der neue Mantel müsse eingeweiht werden und er ihnen allen eine Gesellschaft geben, wußte Akaki Akakiewitsch gar nicht mehr wohin, und was er antworten, und wie er sich ausreden sollte, bis er, ganz rot im Gesicht, ihnen in seiner Einfalt versicherte, daß es doch kein neuer Mantel wäre, sondern ein alter. Doch da rief einer aus der Schar, ein Gehilfe des Chefs, wohl um zu zeigen, daß er nicht hochmütig sei und den Verkehr mit niederen Beamten nicht meide: „So ist es. Ich will an seiner Stelle die Gesellschaft geben und bitte euch alle für heute abend zu mir; im übrigen trifft es sich gut, daß heute mein Namenstag ist.“ Die Beamten gratulierten jetzt dem Gehilfen und nahmen mit Freude die Einladung an. Nur Akaki Akakiewitsch bat um Entschuldigung, er könne nicht kommen; doch da redeten sie alle auf ihn ein, daß das ungezogen sei, ja einfach eine Schande, und so konnte er nicht nein sagen. Ja, die Einladung war ihm sogar sehr lieb, da ihm jetzt einfiel, daß er auf diese Weise auch abends den neuen Mantel werde anziehen können.

Der ganze Tag war nun für Akaki Akakiewitsch ein Fest und ein Triumph. Er ging in der allerglücklichsten Gemütsverfassung nach Hause, nahm dort den Mantel ab und hing ihn mit der größten Vorsicht an die Wand. Immer wieder liebäugelte er mit dem Stoff und dem Futter und nahm auch zum Vergleich die alte Kapuze heraus. Er mußte lachen, so groß erschien ihm der Unterschied zwischen beiden. Und noch lange nach dem Essen mußte er lachen, so oft ihm der überaus traurige Zustand seiner alten Kapuze einfiel. Sein Mahl verzehrte er mit aller Heiterkeit, und diesmal schrieb er nach dem Essen nicht ab, vielmehr faulenzte er, bis es dunkel wurde. Doch dann schob er es nicht mehr hinaus, zog den neuen Mantel an und ging auf die Straße.

Wo der Beamte wohnte, der die Gesellschaft gab, das weiß ich leider nicht genau zu sagen; mein Gedächtnis läßt mich jetzt oft im Stich, und Petersburgs Häuser und Straßen gehen alle in meinem Kopfe so durcheinander, daß ich mich oft schwer darin zurechtfinde. Nur so viel weiß ich zu sagen, daß er im besten Viertel wohnte, also nicht sehr nahe von Akaki Akakiewitsch. Zuerst mußte dieser wohl noch durch öde Gassen mit spärlicher Beleuchtung schreiten, doch in dem Maße, als er sich der Wohnung des Gehilfen näherte, wurden die Straßen lebhafter, bewohnter und besser beleuchtet. Blitzschnell eilten Fußgänger an ihm vorbei, er sah schön gekleidete Frauen, die Herren trugen Biberkragen, das Auge begegnete hier nur ganz selten den hölzernen Bauernschlitten mit dem durchlöcherten Boden, hingegen flogen elegante Kutscher mit himbeerfarbenen Sammetmützen auf lackierten Schlitten mit Bärendecken durch die Straßen, und unter den Kufen und Rädern knirschte der Schnee. Für Akaki Akakiewitsch war das alles neu; schon seit vielen Jahren war er abends nicht auf der Straße gewesen. Neugierig blieb er vor einem hellerleuchteten Laden stehen und sah darin ein Bild, eine hübsche Frau darstellend, die sich den Schuh auszieht und so ihr Bein sehen läßt; hinter ihr steckte ein Herr mit Backenbart und Fliege unter der Lippe den Kopf zur Tür hinein. Akaki Akakiewitsch schüttelte den Kopf, lächelte und ging weiter. Und warum lächelte er? Weil er hier einer ihm ganz und gar fremden Welt zum ersten Male begegnete, für die auch ihm das Gefühl nicht ganz fehlen konnte. Oder dachte er so wie alle anderen Beamten: „Diese Franzosen! Die verstehen das!“? Vielleicht dachte er auch das nicht. Ach, wir vermögen ja dem Menschen nicht in die Seele zu blicken und zu wissen, was er denkt.

Endlich erreichte er das Haus. Der Gehilfe lebte auf großem Fuße, die Treppe war erleuchtet, die Wohnung im zweiten Stock. Im Vorzimmer sah Akaki Akakiewitsch eine ganze lange Reihe Galoschen. Mitten unter ihnen dampfte ein Samowar. An den Wänden hingen die Mäntel, einige

darunter mit Biberkragen oder Sammetaufschlägen. Hinter der Wand hörte man Lärm und Worte, die plötzlich klar und deutlich wurden, da sich die Tür öffnete und ein Diener heraustrat mit leeren Teegläsern, Sahne und einem Korb mit Zwieback auf der Tablette. Die Gäste waren also schon einige Zeit beisammen und hatten das erste Glas Tee bereits getrunken. Akaki Akakiewitsch ging, nachdem er seinen Mantel eigenhändig an die Wand gehängt hatte, ins Zimmer, und vor seinen Augen glänzten im Nu die Kerzen, die Beamtenuniformen, die Pfeifen und Kartentische, und seine Ohren waren betäubt vom Lärm des Gespräches und des Stuhlrückens. Voller Scheu blieb er in der Mitte des Zimmers stehen und versuchte zu überlegen, was er denn jetzt weiter tun sollte. Doch kaum hatten ihn seine Kollegen bemerkt, als sie ihn mit großem Geschrei umringten und gleich auch hinaus ins Vorzimmer stürzten, um den Mantel noch einmal zu besichtigen. Akaki Akakiewitsch war nicht wenig verlegen, doch konnte er in seiner Einfalt nicht anders, als sich freuen, da er sah, daß alle diesen Mantel priesen. Es versteht sich von selber, daß sie seinen Mantel sowie auch ihn sogleich stehenließen und sich an die Whisttische setzten. Alles, der Lärm, das Reden, die Menge Leute, war für den Titularrat wie ein Traum und er wußte nicht, wie ihm war und wohin er mit den Händen und Füßen und überhaupt mit dem ganzen Körper sollte. Endlich setzte er sich an einen Whisttisch, sah bald in die Karten, bald von den Spielern dem oder jenem ins Gesicht, begann zu gähnen und fühlte, daß er sich langweile, um so mehr, als schon lange die Zeit gekommen war, da er zu Bette zu gehen pflegte. So wollte er sich verabschieden, doch das ließen sie nicht zu, er sollte noch mit ihnen ein Glas Champagner zu Ehren des neuen Mantels trinken. Nach einer Stunde wurde auch das Abendessen serviert: Suppe, kalter Kalbsbraten, Pastete, Kuchen und Champagner. Akaki Akakiewitsch mußte zwei Glas Champagner mittrinken. Wenn er auch nach diesen fühlte, daß im Zimmer die Heiterkeit zunahm, so konnte er dennoch nicht vergessen, daß es schon zwölf Uhr und längst Zeit für ihn sei, nach Hause zu gehen. Damit sie sich aber nicht wieder etwas ausdachten, um ihn zurückzuhalten, ging er ganz leise und unbemerkt aus dem Zimmer und suchte nach seinem Mantel. Nicht ohne Mitleid sah er diesen am Boden liegen, und so schüttelte er ihn erst aus, nahm jedes Federchen weg, zog ihn an und ging hinaus und die Treppe hinunter auf die Straße. Einige kleine Branntweinläden, diese unvermeidlichen nächtlichen Sammelpunkte für die Türsteher und ähnliche Leute, waren noch offen, andere, die geschlossen waren, ließen dünne Lichtstrahlen durch alle Türritzen und bewiesen damit, daß sie noch nicht leer waren und Bediente hier ihren Klatsch fortsetzen und über die Herrschaft zu Gericht saßen. Akaki Akakiewitsch ging in heiterer Seelenstimmung, plötzlich war er sogar ganz von selber hinter einem Dämchen her, das wie ein Blitz an ihm vorbeigeschossen war und dessen Körper ihm so merkwürdig beweglich vorkam. Doch blieb er bald zurück und ging wieder langsam weiter und war selber ganz erstaunt, wie er so plötzlich in den Trab gekommen war. Bald zogen sich vor ihm jene langen, öden Straßen hin, die schon bei Tage uns düster zu stimmen vermögen. Jetzt schienen sie noch tiefer und einsamer; die Laternen kamen immer seltener, immer spärlicher wurde hier anscheinend das Öl ausgegeben. Schon kamen die Häuser und Zäune aus Holz. Nirgends eine Seele. Alles Licht kam vom Schnee auf der Straße, finster kauerten die niedrigen Hütten mit den geschlossenen Fensterläden. Akaki Akakiewitsch kam jetzt dorthin, wo eine Straße einen schier endlosen Platz durchschnitt, man konnte die Häuser gegenüber nicht mehr sehen, der Platz glich einer grauenhaften Wüste. Weit, Gott weiß wo, leuchtete ein schwaches Feuer in einer Bude, die in einem Kreis von Licht zu stehen schien. Akaki Akakiewitschs gute Laune war weg. Er betrat den Platz nicht ohne ein gewisses Grauen, als ahnte sein Herz Böses. Er sah sich um und zurück — das Meer lag um ihn. „Besser nicht umsehen", dachte er und ging mit geschlossenen Augen weiter, und als er sie wieder öffnete, um zu sehen, wo er denn wäre, sah er vor seiner Nase Leute stehen mit Bärten; mehr konnte er nicht unterscheiden. Da wurde es plötzlich dunkel vor seinen Augen, und er spürte einen Schlag auf seiner Brust. „Das ist ja mein Mantel", rief einer von den Männern und packte den Titularrat am Kragen. Akaki Akakiewitsch wollte nach der Wache schreien, als ihm ein Mann eine riesige Faust in den Mund stieß und rief: „Schrei nur!" Akaki Akakiewitsch fühlte, daß sie ihm den Mantel von den Schultern rissen und ihm eins mit den Knien versetzten, so daß er nach vorn in den Schnee fiel und nichts mehr von sich wußte. Nach einiger Zeit kam er wieder zu sich und stand auf, doch war niemand mehr da. Er spürte, daß der Boden eiskalt und er ohne Mantel war, und er wollte rufen, doch seine Stimme erreichte nicht einmal das andere Ende des Platzes. In seiner Verzweiflung lief er schreiend über den großen Platz bis zur Bude. Der Wachtposten stand, auf seine Hellebarde gestützt, da und sah sich anscheinend nicht ohne Neugierde an, wer zum Teufel mit solchem Geschrei auf ihn zugelaufen komme. Akaki Akakiewitsch schrie ihm mit erstickter Stimme zu, daß er schlafe und gar nicht sehe, wie man die Leute vor seinen Augen beraube. Der Wachtposten bestand darauf, daß er nichts gesehen habe, zum mindesten nicht mehr, als daß zwei Menschen ihn mitten am Platz stehengelassen hätten, er habe gemeint, es seien Freunde; der Herr solle nur, statt ihn hier ganz umsonst anzuschreien, morgen zur Polizei gehen, dort werde man schon nach dem Diebe fahnden.

(Fortsetzung folgt.)

Enthüllungen.

Von Eva Gräfin von Baudissin.

(Nachdruck verboten.)

Baronin Hammer lachte. Die vier, fünf Menschen, die um ihren niedrigen, mit einer zarten Spitzendecke belegten Teetisch saßen, bekamen plötzlich gefaltete Stirnen und argwöhnische oder ängstliche Augen. Und dies letzte Lachen hing verhallend in irgendeiner Zimmerecke.

„Darüber kann doch gar kein Zweifel sein: er i s t ein Schwindler", sagte die Baronin. Aber sie beruhigte niemand mit diesem Wort.

Dr. Vermühlen klemmte sich das ungefaßte Einglas fest und sah sie mit diesem seltsam vergrößerten Auge kritisch an. — „Sie wollen also behaupten, Sie bezweifelten seine Täuschungen nicht — und empfingen ihn trotzdem?"

„Nicht trotzdem — sondern deswegen, ja, lieber Doktor! Es macht mir ungeheuer viel Spaß, zu beobachten, wie weit jemand seine Keckheit treibt; wie er meine geistigen Gaben unterschätzt und sich selbst in seine Idee hineinredet, bis er an sie glaubt und sich in ihr verwirrt. Und dann kommt die Stunde der Enthüllung und die klägliche Niederlage."

„Ein sonderbarer Sport", bemerkte Professor Dymann.—

„Und Sie tun so gewandt, als hätten Sie ihn schon öfters betrieben", fügte Frau von Haugner, die Jüngste und Schönste der Hotelgesellschaft dieses Winters, nicht ohne Bosheit hinzu.

Die Baronin sah sie ernst an. „Sie haben recht, Johanna. Es ist nicht das erstemal, daß ich auf Jagd ausgehe. Ich skalpiere geistig — in unerwarteten Augenblicken. Dann sehe ich das echte Menschenantlitz."

Sie erhob sich. Denn der, von dem sie eben gesprochen hatte, erschien in der Tür, die von der Jungfer im schwarzen Kleid und weißen Häubchen für ihn geöffnet worden war.

„Graf Simmer-Adi; Sie kennen ja meine Gäste. Darf ich Sie nur noch meiner Kusine, Fräulein Rödermann aus Bremen, vorstehen —?!"

Sie nahm wieder Platz, der Graf zog sich einen Stuhl an ihr Sofa heran.

„Ich unterbrach Ihr Gespräch", begann er und blickte von einem zum andern. „Das bedaure ich." Niemand antwortete. „Ich hörte Ihre Stimme", wandte er sich an die Wirtin.

„Ja, ich sprach von Ihnen", sagte sie kühn. Es war ihr eine Genugtuung, die Unruhe der anderen zu fühlen zugleich mit der nur sekundenlangen Betroffenheit des Neuangekommenen.

Jetzt lachte er schon und fragte spöttisch: „Von mir? Bin ich so interessant?! Ein rechter Durchschnittseuropäer und noch dazu eine heutzutage besonders beliebte und bekannte Type: Johann ohne Land — was wir je besaßen — in den letzten Jahrhunderten war es nicht mehr viel — haben die Rumänen eingesteckt."

„Ach, diese ewigen Rumänen oder Serben oder Tschechen — was man denen alles in die Tasche schiebt, denn ihre Schuhe wären dafür zu klein! Was für unzählig viele Menschen müssen da unten in den für uns unaussprechlichen Ländern ansässig gewesen sein", warf Professor Dymann hin, seine Augen in die Dr. Vermühlens heftend, die mit einem verständnisvollen Lächeln entgegneten. — Die Offensive der Baronin hatte ihnen das gegeben, was sie spöttisch bei sich „Gesellschaftsmut" nannte.

„Sie meinen, ich schwindle Ihnen was vor?" Die Stimme des Grafen klang amüsiert. „Ich nehme es Ihnen durchaus nicht übel" — die Baronin konstatierte, daß die beiden Herren heimlich leise aufatmeten — „die heutigen Verhältnisse fordern ja förmlich zu Schaumschlägereien heraus. Wer z. B. von Ihnen könnte feststellen, ob ich die Wahrheit spräche oder nicht?"

„Aber ich bitte Sie! Wozu gibt es Gesandtschaften, Konsulate, diplomatische und geschäftliche Beziehungen! Es stellt sich doch immer wieder heraus, wie klein die Welt ist."

„Also", erwiderte der Angegriffene, „setzen Sie den Apparat in Bewegung! Ich gebe Ihnen Vollmacht, auch bei

meinen Bekannten, wie hier bei der Baronin, nach mir zu forschen. — Dann unterrichten Sie mich bitte vom Resultat!"

Er verneigte sich lächelnd und verließ den Raum mit der Sicherheit des Weltmannes.

„Ihm ist der Boden zu heiß geworden", sagte Johanna von Haugner hinter ihm her. „Er hat neulich behauptet, einer der vier Offiziere gewesen zu sein, die sich im Burenkrieg durch die berühmte Schwimmtour gerettet haben —"

„Da sieht man's schon," rief Dr. Vermühlen, „was für ein unverschämter Lügner er ist! Denn einer der vier", die junge Frau wandte sich ihm lebhaft zu, als wollte sie ihn unterstützen, „war ja ich!"

Johanna und das Fräulein aus Bremen sahen sich an, dann brachen sie in ein lautes Gelächter aus.

„Aber was haben Sie denn?" fragte der Doktor verblüfft und ärgerlich.

„Es ist nur", Fräulein Rödermann trocknete sich die Augen, „weil Johanna und ich Buch über die führen, die dieses Schwimmquartett mitgemacht haben wollen! Es ist jetzt schon ein Chor geworden mit zehn oder elf Stimmen —", sie lachte wieder.

Dr. Vermühlen stieß seinen Stuhl zurück, sein Auge blitzte durch das Glas. „Das ist mir noch nie passiert, daß meine Worte angezweifelt werden, meine Damen! Und ich muß bitten —"

„Aber wer zweifelt sie denn an," unterbrach die Bremenserin ihn ruhigen, wenn auch spöttischen Tones. „Ganz gewiß haben vier Herren diese gewagte Tour unternommen — vier müssen also echt sein — weshalb sollten Sie nicht einer von diesen sein, Herr Doktor?"

Aber diese Anerkennung erschien ihm zu spitzfindig.

„Sie begreifen, Baronin, daß ich mich keinem Verdacht aussetzen mag! Bis sich die Damen nicht davon überzeugt haben —"

„Das wird Ihnen doch ein Leichtes sein, Doktor! Weshalb also so tragisch? Diese Überempfindlichkeit steht Ihnen gar nicht."

Doch er ließ sich nicht halten und verabschiedete sich mit vollendeter Verbeugung, die trotzdem eine Nichtachtung der Anwesenden ausdrückte.

„Geht's, Kinder," sagte die Wirtin betrübt und verfiel in ihr gemütliches Österreichisch, „Ihr vertreibt's mir ja alle Gäste! Ihr fallt's in mein Revier ein und stellt's die Fallen so plump auf —"

„Was wissen S i e denn von den beiden Herren eigentlich, Baronin? Sie taten, als wüßten Sie um alles Bescheid —"

„Nix weiß ich," gab sie zur Antwort. „Und i hab' alleweil g'meint, der Doktor sei Ihr Spezi, Herr Professor. —"

„Der meine —?! Oh bewahre! Wir haben in der Halle ein paar Mal Schach miteinander gespielt — von seinen Personalien kenn' ich nicht das geringste!"

„Aber mir war doch so, als hätten Sie neulich erzählt, daß Sie ihn zuweilen in Dresden auf den Bällen nach dem Rennen getroffen hätten. —"

„Ich —? Mag sein, daß ich mich seiner daher erinnere. Aber im allgemeinen bin ich zu taktvoll, zu diskret, um das zufällige Beieinandersein im selben Raum auszunützen und sofort Bekanntschaften zu schließen. — Der Doktor weiß sicher gar nicht, daß wir uns schon begegnet sind."

Die drei Damen schwiegen. Dem Professor war das verdrießlich; war die Stunde der Baronin gekommen, in der sie ihre Nächsten entlarvte und verlangte sie noch mehr Opfer nach den beiden ersten —? Man wog doch sonst nicht eine flüchtige Randbemerkung auf ihre Echtheit hin ab. — —

„Ich möchte noch vor dem Essen einen Spaziergang machen — lockt die Sonne nicht auch eine von Ihnen?"

Johanna von Haugner entschloß sich, ihn zu begleiten.

„Sie hofft sogar auf diesen Erzphilister — wenn sie nur einen Mann bekommt", sagte das Fräulein aus Bremen hinter ihr her.

„Warum müssen die Leut' nur alle aufschneiden?" fragte die Baronin betrübt. „Glaubst du, daß dieser Professor je auf einem Renndiner war —? Das liegt ihm doch auch gar nicht, er hat nur seine Blumen lieb — die armen Dinger sammelt und trocknet er — und eigentlich findet er alle Menschen, die nicht Botaniker sind, fad — aber da muß er sich nun mit einer Gloriole des Lebemanns umgeben —"

„Johanna hat ihn längst durchschaut, die nimmt die kleinen Unechtheiten mit in den Kauf — sie spielt selbst in diesem Winter ihre letzten Trümpfe aus. Im nächsten reicht's nicht mehr zu Toiletten und dem Aufenthalt in einem Grandhotel —"

„Wie das Leben unehrlich macht", gestand Baronin Hammer zu. . . . „Es ist schon am besten, man erwartet sich nix mehr —"

Dennoch waren sie auf den Abend gespannt. Die Plätze des Grafen Simmer-Adi wie des Doktors Vermühlen blieben leer.

„Mit dem Schloß in Rumänien is doch nix", meinte die Baronin lächelnd —

„— und der Doktor schwimmt", bemerkte das Fräulein aus Bremen. „Er holt nach, was er versäumt hat — er ist mit dem Schiff abgereist."

Von drüben grüßten Johannas Augen: sie speiste an einem kleinen Tisch allein mit dem Professor.

„Kinder", sagte sie und kam zum Schluß der Mahlzeit, die Kaffeetasse in der Hand, eilig zu ihnen hinüber, „er ist ein ganz guter Kerl —" er hat mir auch eingestanden, daß er nie auf einem Rennen, geschweige auf einem Ball hinterher war — und ich ihm, daß meine echten Perlen längst verkauft und diese falsch sind —"

„Na, wenn ihr schon so weit seid", unterbrach Fräulein Rödermann sie.

„Ja, wir wollen ehrlich sein, durchaus ehrlich gegeneinander! Sagt um Gotteswillen nichts von der kleinen Episode in San Margarita im letzten Herbst — sie war ja auch ganz unschuldig —"

„Gewiß", riefen die beiden Frauen wie aus einem Munde. „Seht ihr: jetzt glaubt ihr's schon selbst", sagte Frau von Haugner lachend. „Das Meiste im Dasein beruht auf Autosuggestion!"

Professor Viereck.

(Einem alten studentischen Stammbuche nacherzählt.)

Von Karl Udo Walther.

Die alte Musenstadt Jena hatte um 1800 herum eine kleine preußische Besatzung in ihren Mauern, deren einzige Obliegenheit es zu sein schien, die verschiedenen Tore Jenas zu bewachen und im Sommer um 9 Uhr, im Winter um 8 Uhr pünktlich zu schließen. Wer etwa noch nach diesen Zeiten nach Jena wollte, mußte wohl oder übel die Torwache herauspoltern, dem wachthabenden preußischen Unteroffizier seinen Namen und nötigenfalls seine Personalien nennen, um dann, falls er nicht gerade steckbrieflich verfolgt wurde, hereingelassen zu werden. Natürlich war diese nächtliche Kontrolle besonders den Studenten unangenehm und lästig, war aber auch wieder Anlaß zu einer R e i h e l u s t i g e r S t r e i c h e, mit denen die braven Preußen weidlich geneckt und genasführt wurden. Allmählich waren die Soldaten allen Studenten gegenüber sehr mißtrauisch geworden und ahndeten auch die geringsten Neckereien mit der mehr oder minder freundlichen Beherbergung des vermeintlichen Attentäters für eine Nacht auf der Wache. — Zu jener Zeit dozierte nun an Jenas „Alma mater" ein Professor mit dem seltenen Namen V i e r e c k, der wegen seiner Strenge bei den Examenskandidaten nicht sonderlich beliebt war. Als er wieder einmal als Examinator fürchterlich gewütet hatte, beschlossen eine Anzahl seiner Opferlämmer ihren eigenen Durchfall und den ihrer akademischen Vor- und Nachfahren an ihrem Peiniger zu rächen. Es war stadtbekannt, daß Professor Viereck jeden Sonnabend nach Lichtenhain hinauswanderte und dann erst am Abend nach Hause zurückzukehren pflegte. Eines Sonnabends schlossen sich dem sonst von seinen Studenten ängstlich gemiedenen Professor auf seinem Spaziergang nach Lichtenhain drei bescheiden und sittsam auftretende Musensöhne an, vertieften ihn in ein Kolloquium über die in seiner letzten Vorlesung vorgetragenen Probleme und wagten in Lichtenhain angekommen eine demütiglich vorgetragene Einladung an ihren hochverehrten Lehrer, ihr Gast zu sein und dafür ihnen noch mehr von seinen so lehrreichen Erörterungen zukommen zu lassen. War es nun der Freude über dieses ihm bisher noch nicht vorgekommene Zeichen studentischer Verehrung zuzuschreiben oder einer von seinen drei Gastgebern äußerst geschickt angewandten Dialektik, die ihn immer eifriger ins Gespräch vertiefte, kurz und gut: die Zeit verging im Fluge und als sich Professor Viereck endlich auf den Heimweg machte, war es nicht nur schon erheblich über 9 Uhr, sondern sein sonst so ernster und würdiger Gang war bedenklich schwankend geworden, zudem hatte er die Studentenmütze eines seiner Schüler auf, während dieser den Dreispitz des Professors trug. Es war nur gut, daß die Dunkelheit so schnell hereinbrach; aber infolge dieser Dunkelheit und auch aus anderen Gründen merkte Professor Viereck gar nicht, wie einer nach dem anderen seiner freundlichen Schüler sich eilig seitwärts in die Büsche schlug und vorauseilte, zuletzt verließ ihn auch der dritte, ohne die professorale Hutbedeckung mit der studentischen wieder ausgetauscht zu haben.

Auf der Torwache, die das Lichtenhainer Tor zu bewachen hatte, ließ der Wachthabende, Unteroffizier Müller, gerade eine harte Pritsche mit einigen Mänteln zu einem etwas weicheren Lager umgestalten und freute sich schon auf

den Augenblick, da er seine müden Knochen langstrecken konnte, als sich am Tore das anhaltende Poltern eines Nachzüglers vernehmen ließ und bald darauf der Posten mit dem Störenfried hereinkam. Als der Unteroffizier einen Studenten vor sich sah, fuhr er ihn barsch an nach Namen usw., und nur die mit einer ganz unstudentischen Demut gegebene Auskunft: „Studiosus Eineck aus Jena" besänftigte ihn etwas: „Kann passieren!" Sichtlich erleichtert verschwand der Student und Müller streckte sich behaglich auf sein Lager, aber kaum hatte er paar Augen voll Schlaf genommen, als ihn wieder ein Poltern am Tore aufschreckte: Wieder ein Student! Der Wachthabende durchbohrte den späten und unfreiwilligen Besuch mit einem Blick, bis ihm der in geläufiger Rede auseinandersetzte, daß er der Kandidat Zweieck aus Jena wäre, sich verirrt hätte und deshalb leider den Herrn Offizier belästigen müsse. Schließlich mußte er auch diesen Musensohn passieren lassen. Mit einem fürchterlichen Soldatenfluche auf die Studenten im allgemeinen und die Jenenser im besonderen rollte sich der Unteroffizier wieder in seine Decke, um nach abermals 10 Minuten eines leichten Schlafes durch ein fürchterliches Trommeln an dem Tore aufgeweckt zu werden.

Diesmal führte der Posten einen etwas gesetzteren Herrn herein, der den immer verdutzter werdenden Wachthabenden mit einer Flut von Vorwürfen überschüttete, aus denen endlich zu entnehmen war, daß Herr Dr. Dreieck aus Jena auf der Heimreise von einem Krankenbesuche sich verspätet hatte und dann vor dem Tore ungebührlich lange hatte warten müssen. Das selbstsichere Auftreten des Fremden sowie vor allem wohl sein fortwährendes Schelten verblüfften den Unteroffizier Müller so, daß er auch diesen passieren ließ, nur um ihn los zu werden und endlich zur Ruhe zu kommen. Erst als er wieder auf seiner Pritsche lag, fiel ihm auf einmal auf, was für seltsamer Zusammenhang zwischen den Namen der drei Verspäteten bestände: Studiosus Eineck, Kandidat Zweieck und Dr. Dreieck? Und allmählich dämmerte es dem braven Soldatenhirn, daß hier zweifellos ein neuer Studentenulk vorliegen mußte und er — Unteroffizier Müller — hatte sich ins Bockshorn jagen und nasführen lassen! —

Dieser also vorbereiteten Torwache nahte sich nun unser Professor in denkbar bester Laune, der er sogar in Anbetracht der Dunkelheit durch ein fröhliches Liedchen Ausdruck gab. Er machte sich durch Klopfen bemerkbar und wurde von dem Posten vor den Wachthabenden, dem heute abends nun zum vierten Male aus seiner Ruhe gestörten preußischen Unteroffizier Müller geführt. In der harmlosesten Weise stellte er sich als „Professor Viereck aus Jena" vor und schwenkte dabei freundlich die vertauschte Studentenmütze. —

Bis an sein Lebensende hat Herr Professor Viereck nie erfahren, weswegen ihn damals der Unteroffizier so puterrot im Gesicht angebrüllt hatte und weswegen er jene Nacht im Wachtturm hatte zubringen müssen. Der hohe Senat der Universität Jena aber, der am anderen Morgen seinen Professor von der Wache auslösen mußte, hatte zwar einen langwierigen Briefwechsel über diese mysteriöse Angelegenheit mit der preußischen Kommandantur, der aber infolge Abzuges der preußischen Besatzung aus Jena nie zum aufklärenden Ende gekommen ist.

Die vier Temperamente.

Von Lene Voigt.

Daß es vier Temperamente gibt, weiß jeder. Schwieriger ist es schon, diesem oder jenem Menschen auf den Kopf zuzusagen, er sei sanguinisch, cholerisch, melancholisch oder phlegmatisch. Der berühmte Professor Kennerblick von der Universität Wurzen hat aber nunmehr unfehlbare Richtlinien zur Beurteilung des Temperaments aufgestellt:

Einem Manne wird vom Sturmwind der Hut vom Kopf gerissen.

Der Sanguiniker hüpft im Polkaschritt hinterdrein, fängt ihn, setzt ihn wieder auf und geht, den Donauwalzer pfeifend, weiter.

Der Choleriker schreit die wüstesten Schimpfworte, springt auf den Hut zu, trampelt wie besessen auf ihm herum, bespuckt ihn und schleudert ihn endlich triumphierend über einen Gartenzaun.

Der Melancholiker staunt dem Entflohenen ergebungsvoll nach, winkt ihm mit dem Taschentuch einen Abschiedsgruß zu und versinkt in dumpfes Brüten.

Der Phlegmatiker feixt übers ganze Gesicht, ruft einen Straßenjungen zum Verfolgen des Hutes und harrt der Dinge, die da kommen sollen.

Eine Dame entdeckt ihr erstes graues Haar.

Die Sanguinische entfernt es, konstatiert vorm Spiegel das Nochvorhandensein so mancher Reize und pflegt diese nunmehr verdoppelt.

Die Cholerische faßt mit zornbebender Hand nach dem Grauen, erwischt es aber nicht und reißt erst ein Büschel andere aus, saust dann mit wutverzerrter Miene nach der Schere und säbelt blindlings drauf los, bis sie eine kahle Stelle hat, mit der sie so lange gegen die Wand rennt, bis das Nebenzimmer hindurchschimmert.

Die Melancholische entfernt das Haar nicht, kauft sich einen Kapotthut, meldet sich im Großmütterverein an und beginnt, ihr Sterbehemd zu sticken.

Die Phlegmatische muß erst von anderen auf das Graue aufmerksam gemacht werden, winkt ab, als man ihr einen Spiegel reichen will und sagt gähnend: „Wenn's bloß eins ist."

Ein alleingelassenes Baby hat Durst.

Das Sanguinische quiekt erst ein wenig, entdeckt dann seine Händchen, mit denen spielt es, bis jemand nach Hause kommt.

Das Cholerische brüllt, bis es nur noch krächzt, macht vor Wut dreimal naß, durchtrampelt die Stickerei-Einsätze.

Das Melancholische verdreht weltschmerzlich die Augen, faltet Hände und Füße und wird in derselben Stellung noch nach Stunden vorgefunden.

Das Phlegmatische sperrt im Halbschlaf versuchsweise den Schnabel auf, die Augen behält es überhaupt gleich zu und schläft einfach weiter, als nichts kommt.

Bunte Chronik

* **Ein Käfig für „Schnellfahrer".** In Los Angeles, der Stadt, die dem „Z. R. 3" den neuen Namen geliehen, gibt es eine Einrichtung, die bis heute einzig dasteht. Ein Überwachungsbeamter durcheilt die Straßen der Stadt auf einem Motorrad, mit dem eine Art Käfig zusammengekuppelt ist. Wenn er einen Schnellfahrer ertappt, wird der Betreffende in den Käfig geschlossen und nach dem Amte gebracht. Manchmal hat er mehrere Übeltäter beisammen. Außer der radikalen Wirkung dieses Verfahrens hat das Publikum noch das Vergnügen des Aushöhnens und der Schadenfreude. Besonders die Schuljugend soll sich an dem Schauspiel weidlich ergötzen.

*

* **Hitzferien für einen gefangenen Eskimo.** Nachdem er 15 Monate der zehnjährigen Gefängnisstrafe verbüßt hat, die ihm wegen Mordes eines Trappers in Labrador auferlegt wurde, ist kürzlich ein Eskimo namens Noo-Nud-Lah aus dem Strafgefängnis in Winnepeg in der kanadischen Provinz Manitoba, der amerikanischen Weizenkammer, entlassen und nach seiner heimischen Hütte zurückgesandt worden. Das „milde" Klima Manitobas hat sich nämlich für diesen Eingeborenen des nördlichen Labrador als gesundheitsschädlich erwiesen, und die Justizbehörde hat sich aus Gründen der Menschlichkeit dazu entschlossen, dem Eskimo Bewährungsfrist zu bewilligen und ihn nach der Heimat zu entlassen, um ihn nicht der Lebensgefahr auszusetzen, die das Verleben eines zweiten Sommers in Manitoba für ihn bedeutet hätte.

Lustige Rundschau

* **Keine Gehirnarbeit!** In der Sprechstunde nahm der Arzt einen Patienten vor. „Sie müssen sich ausruhen, keine Gehirnarbeit!" — „Aber ich bin Dichter", wandte der Patient ein. — „Gedichte machen dürfen Sie", sagte der Doktor.

*

* **Unterschied.** „Sagen Sie, Herr Zeuge, wie lange brauchen Sie für den Weg zwischen dem Wirtshaus des Angeklagten und Ihrer Wohnung?" — „Wie meinen Sie das, Herr Richter? Hin oder zurück?"

*

* **Moderner Gradmesser.** „Wie hoch ist die Sterblichkeit in Ihrer Stadt?" fragte ein Reisender den Hotelwirt. — „Ungefähr zwei auf 100 Autos", lautete die Antwort.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.